

# POLYLOGE

## Materialien aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,  
Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

### In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Polyloge ISSN 2511-2732

Ausgabe 12/2017

Die "Brille von vorgestern" – Vergangenheitsprojektion,  
Zeitreisen in der Erinnerungs- und Antizipationsarbeit  
in der Integrativen Therapie (1989d)

und

Das Käuzchen vom Lambertusturm (1958ii)

*Hilarion G. Petzold* \*

---

\* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: [forschung@integrativ.eag-fpi.de](mailto:forschung@integrativ.eag-fpi.de), oder: [info@eag-fpi.de](mailto:info@eag-fpi.de), Information: <http://www.eag-fpi.com> ). Die Beiträge sind erschienen: mit dem Sigle (1989d) in *Gestalt und Integration* 2, 32-52; mit dem Sigle (1958ii) in *Düsseldorfer Nachrichten* 1958; repr. *Gestalttherapie & Integration*, 2 (1989) 36-42.

**Zusammenfassung: Die "Brille von vorgestern": Vergangenheitsprojektion und Zeitreisen in der Erinnerungs- und Antizipationsarbeit der Integrativen Therapie (1989d) – „Das Käuzchen vom Lambertusturm“ (1958ii)**

Der Text stellt anwendungsbezogene die Zeittheorie der Integrativen Therapie (Petzold 1991o) für die psychotherapeutische Behandlung dar, den Umgang mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Memorations- und Antizipationsarbeit als Perspektiven des Reisens in der Zeit im Kontext/Kontinuum des Behandlungsprozesses. Ein Märchen über das „Reisen in der Zeit“ (Petzold 1958) bietet eine Blaupause für diese Konzepte.

**Schlüsselwörter:** Zeit, Zeitreisen, Vergangenheits-/Zukunftsprojektion, Zeitmärchen, Integrative Therapie

**Summary: The „Glasses of yesteryear“: Projections into the Past and Time Travelling in the work of memorizing and anticipating in Integrative Therapy (1989d) – The small owl of St. Lambert’s steeple (1958ii)**

This Text is summarizing the theory of time in Integrative Therapy (Petzold 1991o) in a practice oriented manner: how to deal with present, past and future, memorizing and anticipating as perspectives in the context/continuum of the treatment process. A fairy tale on “traveling through the times” (Petzold 1958) gave a blueprint for these concepts.

**Keywords:** Time, Time travelling, Past and Future Projection, Fairy Tale on Time, Integrative Therapy

Lit: *Petzold, H.G.* (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen, *Integrative Therapie* Bd. II, 1 (1991a) S. 333-395; (2003a) S. 299 - 340.

# Die „Brille von vorgestern“ — „Vergangenheitsprojektion und Zeitreisen in der Erinnerungs- und Antizipationsarbeit der Integrativen Therapie“

Hilarion Petzold, Düsseldorf

Die Zeitdimension spielt in der therapeutischen Arbeit der Integrativen Therapie eine zentrale Rolle. *Identität ist „gemeinsames Leben in der Zeit“*. Leiblichkeit ist Zeitlichkeit. Personalität heißt, über einen persönlichen Hintergrund und über einen Zukunftsentwurf zu verfügen. Die Gegenwart, das „Hier-und-Jetzt“ hat einen Raum hinter sich, die persönliche Geschichte, und sie hat einen Raum vor sich, die persönliche Zukunft. Die Begründer der psychotherapeutischen Schulen haben sich den Dimensionen der Zeit in unterschiedlicher Weise zugewandt. Zumeist waren sie auf die memorierte *Vergangenheit* zentriert, weil diese die Gegenwart und die Zukunft wesentlich beeinflusst. Die Linien der Biographie schreiben sich aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft in einer „guten Kontinuität“ fort, die zuweilen durchaus eine „Kontinuität im Bösen“ sein kann. Die Wiederholungszwänge (*Freud*), Lebensstile (*Adler*), Scripts (*Berne*), Narrative (*Petzold*) machen es deutlich: im Drama folgt auf den ersten Aufzug ein zweiter, auf den ersten Akt ein zweiter. Der *Roman*, den das Leben schreibt, endet nicht nach dem ersten Kapitel, und das Schlußkapitel schreibt der Tod. Solange wir leben, geht die Geschichte weiter, der Bezug auf die Vergangenheit, das Erfahren der Gegenwart und der Blick in die Zukunft. Die Zukunft war im Bereich der Psychotherapie das Anliegen *Adlers*, der sich auf die Lebensziele richtete, das Konzept einer „Teleoanalyse“ (*Titze 1979*) vorbereitete.

Auch *Jung* hat die Zukunftsdimension nicht ausgeblendet. *Perls* und *Rogers* haben sich auf die *Gegenwart* zentriert und Vergangenheit und Zukunft ausgeblendet, nicht unbedingt in naiver Weise, wie ihre Epigonen sie dann interpretiert haben, sondern aus dem Wissen um die *Präsenz von Vergangenheit und Zukunft im „Hier-und-Jetzt“*.

Nur wenige Therapeuten hatten im Hinblick auf die Dimensionen der Zeit einen „Integrativen Ansatz“, haben Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Ausdruck der „ganzen Zeit“ (*Merleau-Ponty*) gesehen. Sie haben ihre Perspektive aufgrund ihrer persönlichen Struktur und Problematik zumeist eingeeignet: entweder auf das „Hier-und-Jetzt“ (*Perls*) oder auf die Vergangenheit (*Freud*); und fast immer haben sie die Zukunftsdimension gering gewertet, wenig geachtet, beachtet, selbst wenn sie marginal erwähnt wird (so z. B. neben der Dimension des Präsentischen und der Vergangenheit bei *C. G. Jung*). *J. L. Moreno* mit seiner „Philosophie des Augenblicks“ (*Moreno 1922, 1941*) ist einer der wenigen Therapeuten, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleicher Weise beachtet haben, indem er diese Dimensionen der Zeit zu den „Universalien“ des therapeutischen Handelns zählt (idem 1972). *Moreno* hat für sein Psychodrama die Technik der „Zukunftsprojektion“ (*Petzold 1979 k*) entwickelt, um durch imaginative „*Antizipationsarbeit*“ Lebensentwürfe, aber auch Ängste und Befürchtungen, Pläne und Hoffnungen zu explorieren. In der Gestalttherapie wird das Verweilen bei der Zukunft in therapeutischen Sitzungen als *Widerstand* bezeichnet und decouragiert zugunsten einer Betonung der Gegenwart, einem Bleiben im „*hic et nunc*“ (*Perls 1975, 1980*). Das ist eine durchaus richtige Strategie, wenn das Fixiertsein auf Zukünftiges zu einem Vermeiden des Gegenwärtigen führt und auch das „dwelling on the past“ kann so gewertet werden, zweifelsohne, aber *Perls'* Fixierung auf die Gegenwart muß auch in ihrem Charakter als „Vermeidung der Zukunft“ gesehen werden, deren Drohungen nicht in so naiver Weise entschärft werden können, wie es die Aufforderung: „Bleib im Hier-und-Jetzt!“ suggeriert. In gleicher Weise muß auch der Widerstandscharak-

ter im Hinblick auf die Wertung der Vergangenheit gesehen werden, wenn *Perls* bei Patienten die Exploration der Vergangenheit konfrontiert. Nicht nur die sich — etwa in Form von Symptomen im „Hier-und-Jetzt“ zeigende Vergangenheit ist wichtig, weil sie sich in Form von Störungen artikuliert und dokumentiert, daß sie noch *relevant* ist, sondern auch die Vergangenheit *als solche* ist bedeutsam. *Perls'* (1980) Aussage, „die Vergangenheit ist nicht mehr“ stimmt nur bedingt. Das Gedächtnis, die kollektiven genetischen Archive unseres Leibes, das Genom und die individuellen biographischen Archive, d. h. das immunologische Gedächtnis und die zerebralen Speicherungen, deren Manifestationen bis in die Prägungen unserer Haltung und unseres Gesichtes dringen, zeigen: die Vergangenheit ist anwesend — hier und jetzt durch unser Leib-Gedächtnis.

In diesem Kontext einige Anmerkungen zum „*behavioristischen Konzept des Gedächtnisses*“ in der Integrativen Therapie: Das Gedächtnis in unserem Ansatz wird fundamental als Eigenschaft des Leibes gesehen, in dem all seine Memorationsmöglichkeiten holographisch und synergetisch zusammenfließen. Es wird deshalb als „*Leibgedächtnis*“ bezeichnet. Dies wird einmal in einer sehr basalen kollektiven Dimension gesehen als molekular-biologisches Geschehen, durch das im Genom die Geschichte der Evolution bis zu diesem Exemplar des *Homo sapiens*, der vor uns steht, festgehalten ist.

Die Baupläne, die sich in der evolutionären Geschichte entwickelten und in den genetischen Konfigurationen festgehalten wurden, ermöglichen einerseits das Gedächtnis unseres Immunsystems, andererseits das Entstehen des individuellen, memorationsfähigen Gehirns. Nach der Spezifikation des Morulastadiums entwickelt sich in einer wiederum genetisch festgelegten Form von der Embryonalzeit bis zum Abbau und Verfall im hohen Senium das Gehirn. Diese genetische Ausstattung des Menschen ermöglicht das persönliche, cerebrale Gedächtnis, in das durchaus Informationen aus dem kollektiven Speicher einströmen können (man denke an die individuelle und kollektive Dimension des Unbewußten, wie sie von *Freud* und *Jung* vertreten wird).

Zentral aber stehen im persönlichen — im immunologischen wie im cerebralen — Gedächtnis die

Ereignisse, die ein Mensch in seiner individuellen Lebensgeschichte aufgenommen hat und aufnimmt von der Embryonalzeit bis ins Senium — sei es die Information über einen Erreger, der nach einer Infektion in der Kindheit über ein Leben hin wiedererkannt wird oder sei es die Speicherung eines leibesgeschichtlichen Ereignisses in cerebralen Cortex. Die Entwicklung des cerebralen Gedächtnisses, das für die Psychotherapie so zentral steht, in einer Longitudinalperspektive über die Lebensspanne hin, wirft noch viele Fragen auf, die von der Forschung unbeantwortet sind.

Unter einer Entwicklungsperspektive ist für den vorgeburtlichen und nachgeburtlichen Bereich ein „*propriozeptives bzw. viscerales Gedächtnis*“ anzunehmen, in dem Eindrücke aus dem propriozeptiven Bereich festgehalten sind: taktile und kinästhetische Erfahrungen z. B.

Nach der Geburt ist das „*atmosphärische Gedächtnis*“ anzusedeln, das das ganze „*Konzert von Sinneindrücken*“ auf einem relativ undifferenziertem Niveau aufnimmt als „*Atmosphäre*“ oder als „*Stimmung*“. Indes: *Wahrnehmungsfähigkeit* und *Speicherfähigkeit* und *Langzeitmemoration* müssen differenziert werden, und bis zur bewußten „aktiven“ Verwendung des Gedächtnisses im Sinne eines intentionalen „Sicherinnerns“ ist ein weiter Weg. Zuvor fungiert das Gedächtnis des Babies unbewußt und automatisch. Das bewußte „*aktiv-intentionale Memorieren*“ setzt um das dritte Lebensjahr ein und wächst zunehmend. Das „*fungierende Memorieren*“ beginnt — abhängig von der jeweiligen zerebralen Speicherkapazität — im vorgeburtlichen Bereich mit der Ausreifung des Wahrnehmungssystems und dem Einsetzen des Gedächtnisses überhaupt. So ist die *auditive Wahrnehmung* schon intrauterin ausgebildet. Ab der 26. Schwangerschaftswoche reagiert der Foete auf Laute. Postnatal kann der Säugling unmittelbar Geräusche lokalisieren, und nach der ersten Lebenswoche Stimmen diskriminieren. Die *Geschmackssinne* sind im letzten Trimester der Schwangerschaft ausgebildet. Der *olfaktorische Sinn* funktioniert vom 6. Lebenstag an. Der Geruch der Mutter wird von dem anderer Personen diskriminiert. Die *visuelle Wahrnehmung* ist von Geburt an vorhanden (optimale Sehschärfe des Neugeborenen 22,5 cm) und wächst an Prägnanz und Tiefenschärfe (*Schötzau, Papoušek*

1977). Schon in der ersten postnatalen Woche reagiert das Neugeborene auf unterschiedliche mimische Reize der Pflegepersonen, bevorzugt das Gesicht der Mutter und vom dritten Lebensmonat an können Gesichter unterschieden und erinnert werden.

*Tast- und kinästhetische Sinne* fungieren schon im letzten Schwangerschaftstrimester und sind post partum unmittelbar sehr aktiv und bedeutsam in der Kommunikation. Gegenstände können schon in den ersten Wochen unterschieden und erinnert werden. Einfache Lernprozesse sind vom ersten Lebenstag an möglich (Papoušek 1979), wahrscheinlich schon pränatal.

Vom 12. - 21. Tag an beginnen mimische und gestische Imitationsleistungen (Meltzoff, Moore 1977). Wo immer Diskriminationsfähigkeit nachgewiesen werden kann, finden wir Gedächtnisleistungen, wobei wir über die Permanenz der Speicherung (Langzeitgedächtnis) noch wenig wissen. Vieles spricht gegen eine Langzeitpermanenz von Erfahrungen aus dem frühesten pränatalen und postnatalen Bereich.

Die Erforschung der *fungierenden Memoriation* bei Säuglingen und Kleinkindern, insbesondere im Hinblick auf Langzeitwirkung des Gespeicherten, wird für Theorien der Pathogenese von zentraler Bedeutung werden.

Fungierende Memoriation bleibt über das gesamte Leben unser vorherrschender Gedächtnismodus. Sie ist vorbewußt, allenfalls mitbewußt (Petzold 1988 n, 278 ff). Sie geschieht gleichsam absichtslos, wenn ich z. B. in die Tasche greife, um ein Kleenex herauszuholen, gedankenverloren den Fernseher abschalte und selbstverständlich auf die richtige Taste drücke. Der größte Teil der Gedächtnisleistungen erfolgt in dieser Weise, nämlich jenseits der *awareness* und der *consciousness*. Und dennoch, es handelt sich um *zugängliches* Gedächtnis, das der Persönlichkeit zur Verfügung steht und es handelt sich um Informationen aus *allen Bereichen* des Gedächtnisses: des *visceral*-propriozeptiven, atmosphärischen, ikonischen, szenischen und verbalen. Das *ikonische Gedächtnis* folgt dem *atmosphärischen*, wenn sich aus dem Geräusch Lautgestalten, aus der Masse visueller Eindrücke umgrenzte Bilder oder Bildfragmente herausgliedern und mittel- und längerfristig erinnerbar werden. Dies ge-

schieht schon vom ersten Lebensmonat an mit wachsender Kapazität. Für die einzelnen Sinnesbereiche schatten sich prägnante „*Gestalten*“ vor dem Hintergrund komplexen Wahrnehmungsgeschehens zu unterschiedlichen Zeitpunkten ab, Lautikonen offenbar eher als prägnante visuelle Ikonen. Sie sind zunächst auch allein im *fungierenden Gedächtnis* deponiert bis etwa zur Zeit zwischen dem 7. und 9. Lebensmonat. Aktiv memorierbare Bilder — festgehalten im „*depositiven Gedächtnis*“ (Petzold 1968 b) als unsere „*frühesten Erinnerungen*“ — finden sich in der Regel nicht unterhalb des 2. Lebensjahres.

*Aktiv szenisches Gedächtnis*, in dem ganze Handlungsabläufe festgehalten werden, finden wir mit dem 2. Lebensjahr in zunehmender Prägnanz. Etwa gleichzeitig finden sich über einzelne Lautikonen hinausgehende „*Aufzeichnungen*“ komplexer verbaler Sätze: Satzfolgen, Gespräche im *verbalen Gedächtnis*. Die einzelnen Gedächtnisformen werden nach der Kleinkindphase „*holographisch*“ zu einer „*integralen Memoriation*“ zusammengefügt — *integrales Leibgedächtnis*. Und so bleibt es, bis im Senium durch hirnatrophische Prozesse die aktive Memorationsfähigkeit und die Funktion des Kurzzeitgedächtnisses abnimmt, zuweilen auch das Langzeitgedächtnis beeinträchtigt wird und es insgesamt zu einer Entdifferenzierung der Gedächtnisleistungen kommen kann. Trotz des synergetischen Momentes, das durch die holographische Theorie des Gedächtnisses (Pribram 1979) nahegelegt wird, bleiben die hier herausgestellten *spezifischen Gedächtnisbereiche* visceral, atmosphärisch, ikonisch, szenisch, verbal über ein Leben lang aktiv. So erinnern wir uns oftmals zunächst nur einer „*Stimmung*“, einer „*Atmosphäre*“. Erst dann kommen Bilder oder Worte hinzu oder ganze Handlungsabläufe. Zuweilen ist es nur die Atmosphäre, die wir uns aktiv erinnernd vergegenwärtigen können, manchmal ergänzt durch ein Bildfragment. Die Gesamtszene oder gar Szenensequenzen bleiben verschlossen oder müssen durch besondere Techniken der „*Erinnerungsarbeit*“ hergeholt werden: durch Visualisierung und Vergegenwärtigen von Geräuschen, Geschmack, Gerüchen, Exploration von umliegenden Wahrnehmungseignissen, die insgesamt das mnestische Feld aktivieren und dann zu einem Aufkommen von schon vergessen Geglautem führen.

Das Gedächtnis und die fungierende aktive Erinnerung werden durch systematische „Erinnerungsarbeit“ geübt und ausgedehnt. Das wußten und praktizierten schon die Pythagoräer. Das Gedächtnis ermöglicht dem Menschen die Entwicklung eines Zeitbewußtseins. Nur, wenn ich memorieren kann, erschließen sich mir Vergangenheit *und Zukunft*. *Antizipation setzt Memoriation voraus*. Die geschichts- und zukunftslose Zeit primitiver Völkerschaften und kleiner Kinder, das allmähliche Aufwachen eines mythisch-bildhaften Geschichtsbewußtseins in Gestalt von Märchen, Sagen und Legenden und Zukunftsbewußtseins in Gestalt von Versprechungen, Verheißungen, Prophezeiungen hängt eng mit der Entwicklung des Gedächtnisses zusammen. Ein Faktum, das insbesondere in der Kindertherapie und in der regressionsorientierten Behandlung Erwachsener zu berücksichtigen ist. Die fortschreitende Gedächtnisentwicklung ermöglicht darüber hinaus Identität, und — da diese Teil einer vollentwickelten Persönlichkeit ist — überhaupt erst Persönlichkeit bzw. reflexive Subjektivität. Identität als ein Sich-Erkennen bzw. Wieder-Erkennen *und* Erkanntwerden bzw. Wieder-Erkanntwerden *in der Zeit* (Petzold 1984 i) ist ohne Gedächtnis nicht denkbar und zentrale psychotherapeutische Techniken im Psychodrama, in der Gestalttherapie und im Integrativen Ansatz wie z. B. Rollentausch, erfordern das Erinnern an die einmal gespielten Szenen. Auch die Identifikationstechnik, z. B. in der Arbeit mit Traumbildern als abgespaltenen Persönlichkeitsanteilen, macht über die Identifikation eine Wiederaneignung von Vergangenem möglich: jedesmal, wenn ich mich mit einem aus dem Unbewußten (als Niederschlag individueller und Sedimentation kollektiver Geschichte) projizierten Bild, einer vergangenen Rolle, einer vage erinnerten Atmosphäre identifiziere und sie *als meine* erkenne, wächst meine Identität bzw. Persönlichkeit. Die Vergangenheit ist der Boden meiner Gegenwart, der Boden auf dem ich stehe. Das leistet *Erinnerungsarbeit!* Aber nicht nur im Hinblick auf das Eigene, das Vergangene und Gegenwärtige, hilft mir das Gedächtnis, „Ich selbst“ zu sein, sondern auch im Bezug auf das zukünftig Entworfenene, das vom Strom der verfließenden Zeit ergriffen wird.

Ich vermag mich ja auch eines Zukunftsplanes zu

erinnern, den ich einst hatte, der aber verändert wurde oder gescheitert ist oder auch gelang — und genau ein solches „Erinnern von Zukünftigem“, das zur Vergangenheit geworden ist, gehört zur persönlichen Identität. Weiterhin wird auch im Hinblick auf das Andere, das Fremde, das Gedächtnis und die fungierende und aktive Memoriation unverzichtbar. Denn aus erfahrenen Formen (Petzold 1990a), z. B. Szenen des Zwischenmenschlichen und meiner Möglichkeit, sie zu diskriminieren, stammt meine Fähigkeit, sozial kompetent zu handeln. Erlebte und gespeicherte Erfahrungen, emphatisch verstanden worden zu sein, begründen Emphatiefähigkeit und zwar auf den unterschiedlichen Niveaus des Entwicklungsgeschehens. Für einen Psychotherapeuten hat dieses Faktum ganz grundsätzliche Bedeutung, denn er muß in der Lage sein, Menschen auf unterschiedlichen Ebenen der Regression *mehrschichtig* zu emphatieren, *mehrperspektivisch* zu sehen: den Vierjährigen aus der Sicht des Vierjährigen oder aus der Sicht seiner neunjährigen Schwester oder seiner dreißigjährigen Mutter oder seines siebzehnjährigen Großvaters und dies möglicherweise alles in *einer* therapeutischen Sitzung, etwa bei Verwendung einer psychodramatischen Sequenz.

Perspektiven, Optiken, „Brillen“ müssen beständig gewechselt werden, d. h., sie müssen vorhanden sein, zur Verfügung stehen. Manchmal sind Gläser zerbrochen oder sind Etuis verlegt, manchmal fehlt auch eine Brille. Hier sollen Lehranalyse, Kontrollanalyse und Supervision das Hinschauen lehren. Gedächtnis — und damit die Persönlichkeit — gewinnt Volumen mit der Erweiterung der *Sinnerfassungskapazität* im Verlauf der kognitiven Entwicklung, mit dem Wachsen der Fähigkeit zur *Mehrperspektivität*, mit der zunehmenden Breite des persönlichen Horizontes, durch die die kollektiven Zusammenhänge und der „Zeitgeist“ (Petzold 1990f) erfaßt und memorierbar werden.

Die Integrative Therapie versucht — vom „Hier-und-Jetzt“ ausgehend — Vergangenheitsperspektive und Zukunftshorizont einzubeziehen. Zukunft verlangt nach der kreativen Auseinandersetzung mit dem Zukünftigen, damit durch Imaginationsarbeit, durch Phantasie Zukunftsentwürfe gestaltet werden können, der Zukunftsraum aktiv gefüllt wird und wir nicht total an die Zukunft ausgelie-

fert sind; wir sind es noch in genügendem Maße. Vergangenheit erfordert die Auseinandersetzung mit und die Wiederaneignung von Vergangenem, und zwar nicht nur um der Beseitigung von Symptomen willen, wie es das *Freud'sche* Paradigma suggeriert, sondern für die Entwicklung einer *reichen Subjektivität*. Nicht nur die in der Gegenwart vorfindlichen pathologischen Relikte sind deshalb interessant, wie *Perls* meinte. Die Tiefenpsychologie (*Zacher* 1989) dürfen nicht nur unter rein kurativer Perspektive nach traumatischen *Altlasten* durchforscht werden, mit dem Ziel der Auflösung von Fixierungen oder — in der *Reichianischen* Zuspitzung des libidoökonomischen Prinzips — mit dem Ziel der Auflösung dermaleinst blockierter Energie (*Russelmann* 1988), sondern als Chance, „sich selbst im Lebensganzen verstehen zu lernen“ (*Petzold* 1981 g). Wir sehen somit noch einen anderen Zweck für die *Erinnerungsarbeit* für die „*persönliche Archäologie*“: den Versuch, seinen *Sinn* und die ihn begründenden konsensuellen Strukturen zu finden. Die Tiefenpsychologie wandelt sich hier zur „*Tiefenhermeneutik*“, in der die „*Geheimnisse der Zeit*“ ausgelotet werden, und die liegen nicht nur in der Geschichte. Auf dem anthropologischen Hintergrundkonzept des sich „in Kontext und Kontinuum“ selbst verstehenden, biographisch verwurzelten, aktual handelnden und sich durch die Kraft der Imagination in der Zukunft entwerfenden Subjektes sind in der Integrativen Therapie Behandlungsmethoden entwickelt oder von anderen therapeutischen Schulen übernommen und adaptiert worden, um Menschen in der „*ganzen Zeit*“ erreichen zu können. *Morenos* geniale Technik (1959) der „*Zukunftsprojektion*“, der psychodramatischen Konkretisierung von antizipierten bzw. imaginierten Ereignissen wurde zu einem differenzierten Set von Explorations- und Interventionstechniken ausgearbeitet (*Petzold* 1971 j, 1979 k). *Iljines* Technik der „*Vergangenheitsprojektion*“, d. h. der szenischen Vergegenwärtigung vergangener Ereignisse, wurde in vielfachen Übungen zur Aktivierung alter *Narrative* (d. h. bewußter und unbewußter Geschichten, Situationen, Ereignissequenzen) ausdifferenziert. Es sei nur an die Technik des „*Lebenspanoramas*“ mit seinen Varianten (Arbeitspanorama, Freundschaftspanorama, Krankheitspanorama, *Petzold* 1981 g; idem et al.

1983; 1985 u; 1986 g; *Petzold, Lückel* 1985) erinnert; oder an die Methode der „*Body Chart*“, durch die die Archive des Leibes über den projektiven Weg der bildnerischen Gestaltung und Ausgestaltung der Umrisszeichnung des eigenen Körpers geöffnet werden sollen (idem 1987 c); oder an die Methode des *sequentiellen „projektiven sozialen Atoms“* (idem 1979 c) unter der „*life span developmental perspective*“ (*Baltes* 1979), die Darstellung des „*sozialen Atoms*“ (Netzwerkes) mit 5 Jahren (ödipal/postödipal), 15 (adoleszent), mit 25 Jahren (junges Erwachsenenalter), mit 40 Jahren (gegenwärtiger Lebenszeitpunkt) sowie mit 60/65 Jahren (Pensionierung) und im Senium. Durch die Aufarbeitung der Form- und Farbsymbole wird eine projektive Dimension erschlossen, so daß für den Patienten ein Zugang zur bewußten und unbewußten *Geschichte* der sozialen Beziehungen, zur bewußten und unbewußten *Gegenwart* seines sozialen Gefüges und zur bewußten und unbewußten erwünschten, ersehnten und befürchteten *Zukunft* seines sozialen Eingebettetseins möglich wird. Bei solchem Vorgehen wird der Blick „hier und jetzt“ einerseits sehr *weit* in die präzente räumliche Ferne gerichtet, zum anderen *breit* in die Runde aktueller Ereignisse, um neben der Fernsicht eine „*Übersicht und Umschau* zu erhalten“ und weiterhin fokussierend, mikroskopisch auf die unmittelbare Gegenwart. Natürlich schauen wir auch *tief* in die Vergangenheit, in zurückliegende Bereiche, in die zeitliche Ferne, in längst vergangene *Zeiträume* — Zeit und Raum lassen sich für das menschliche Bewußtsein faktisch nicht entflechten. Der Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft geschieht zumeist vom jeweils gegebenen „*Hier-und-Jetzt*“ aus. *Jetzt*, in diesem Schaukelstuhl *hier* sitzend, strecken sich meine Sehnsüchte in die Zukunft aus und senken sich meine Gedanken *tief* in die Erinnerung herab und versuchen sie auszuloten. Zuweilen betrachten wir die Vergangenheit aus einer antizipierten Zukunft: Ich sitze „*hier-und-jetzt*“ in meinem Schaukelstuhl und denke über Ereignisse meiner Studien-Zeit nach, bin aber dabei schon auf dem Lehrstuhl, den ich anstrebe und wohl auch erreichen werde oder der mir durch eine entsprechende Platzierung auf der Bewerberliste schon sicher ist. In gleicher Weise kann ich meine Vergangenheit aus der Vergangenheit betrachten, wenn

ich mich nämlich an meine Erinnerung als 24-jähriger erinnere, wie der erste Flug für mich als 16-jähriger war, daran denke, mit welchen Gefühlen ich, der 4-jährige, auf die ständigen Umzüge damals reagiert habe. *Welche Gegenwart also die Gegenwart ist, ist eine Frage des Standortes* (Petzold 1982g). Wenn ich in die Vergangenheit, die persönliche oder die kollektive, eintauche, so ist es wichtig, sich bewußt zu werden, von welcher Gegenwart aus ich dies tue, ob ich auf das Leben des 12-jährigen, der ich einstmals war, als 60-jähriger, als 30-jähriger, als 20-jähriger schaue oder ob ich „die Brille“ des 12-jährigen selbst aufziehe. Ähnliches gilt für die historischen Dokumente der Menschheitsgeschichte.

Ob ich die Geschichten des Alten Testaments, die Edda, den Gallischen Krieg mit der „Brille von heute“ lese oder ob ich mich in diese Texte hineinlebe, mich von ihnen ergreifen lasse, ob es mir möglich ist, in ihnen zu leben, den „Zeitgeist“ (Petzold 1989f) in einer Art und Weise erfasse, daß ich mit den Augen der in ihnen zum Leben erstehenden Menschen schaue ..., das macht einen gewaltigen Unterschied.

Große Filmemacher und Romanciers verstehen es zuweilen, in dieser Weise schöpferisch zu werden, indem sie alte Zeiten vergegenwärtigen — nicht als die nostalgisch-romantisierende Projektion eines Menschen aus einer „entzauberten Welt“, der sich mit Hilfe historischer Versatzstücke eine Version mythischer Welt schafft, die es niemals gab — es gab keinen „Herrn der Ringe“, „El Mercenario“ gab es nicht und „Exkalibur“ ist in seiner Filmversion weniger als eine Saga. Nein, ich denke an das „Erfassen von Geschichte aus der Geschichte“, aus einem Durchdringen der Bruchstücke in einer Art und Weise, daß sie sich zu einem Ganzen zusammenfügen (vgl. z. B. die Arbeiten von *Erich Auerbach*). Für ein solches Tun wird es unverzichtbar, die „Brille von gestern“ aufzusetzen oder die „Brille von vorgestern oder von vorgestern“, je nachdem, wie weit man in die Vergangenheit vorstößt. Dies zu begreifen, und mehr noch zu diesem fähig zu sein, macht eine der wesentlichsten Qualitäten eines guten Therapeuten aus. Ihm muß es gelingen, die Geschichte eines Menschen aus eben dieser Geschichte zu begreifen, in emphatischer und korrespondierender *Erinnerungsarbeit*, indem er etwa

mit seinem verletzten, regredierten Patienten die Provinzen des Kinderlandes betritt, und das in einer Art und Weise, daß er heute die Ereignisse von „damals“ mit den Augen des 4-jährigen, des 6-jährigen, des 12-jährigen sehen kann, auf „Kinderweise“, aus Kinderperspektive. Bei guter, feinspüriger Empathie geschieht es, daß er, der Therapeut, Ereignisse aus dem Leben des Patienten schon in der Kinderperspektive mit der „Brille von vorgestern“ sehen, erleben, erfahren kann, wenn dem Patienten diese, seine eigene Geschichte, noch verschlossen ist, sie noch unter dem Schleier des Unbewußten als „verdrängte Geschichte“ liegt, so daß er ihre Äußerungen — etwa in der Sprache des Symptoms — nicht sehen kann. Oft vermögen Patienten auch auf die Ereignisse der Vergangenheit zu blicken, mit den Augen des 30-jährigen, unberührt, ohne Affekt, abgespalten von den Schmerzen und den Ängsten des 7-jährigen, die dieser verdrängen mußte; aber diese nicht affizierte Distanz zur eigenen Geschichte, diese Unmöglichkeit, sich mit der eigenen Geschichte identifizieren zu können, eben weil sie so leidvoll oder entbehnungsreich war, verschließt eben auch diese *Geschichte* als *Potentialität*. Sie steht damit dem Leib-Selbst, der leibhaftigen personalen Identität nicht *als Grund*, als tragfähiger Boden zur Verfügung; zum einen, weil auch das Schmerzliche als *Wahrgenommenes erfaßt, verstanden* und in seiner Bedeutung für das eigene Sogewordensein *erklärbar* (Petzold 1988a,b, 1988n, 285 ff) werden muß, denn nur in einem solchen hermeneutischen Prozeß entsteht *Sinn*; zum anderen weil die Verdrängung einer schlimmen Strecke der persönlichen wie der kollektiven Vergangenheit (*Schmidt, Heimannsberg* 1988) häufig auch in einer Art Generalisierungseffekt zu einer Verdrängung der in diesem Lebens- bzw. Zeitabschnitt auch vorhandenen nützlichen, wichtigen, aufbauenden Ereignisse führt, die uns damit für den Lebensvollzug heute nicht zur Verfügung stehen. Der Therapeut kommt so durch *emphatisch vorgeifende* Erinnerungsarbeit oft in die Situation, daß er seinem Patienten die „Archive des Leibgedächtnisses“ aufschließen und ihm den Blick für das Vergangene öffnen muß. Er muß ihm gleichsam die „Brille von vorgestern“ reichen, damit er im Prozeß der „hermeneutischen Spirale“ (*Petzold, Sieper* 1988b; *Petzold, Orth* 1990) *wahrneh-*

men, erfassen, verstehen, erklären kann, sich zu ver-  
stehen vermag, um sich selbstverständlich zu wer-  
den, zu seiner Form zu finden (idem 1990).

Nun gibt es Menschen, deren Blick immer auf die  
Vergangenheit fixiert ist. Die die Welt noch mit  
den Augen und der *Sinnerfassungskapazität* des  
5-jährigen kleinen Jungen ansehen, oder mit den  
Augen und dem Horizont der 15-jährigen betrach-  
ten. Die als 35-jährigen das Leben noch mit der  
„adoleszenten Brille“ sehen, die noch im Vorge-  
stern sind, wo doch schon längst das Gestern vor-  
beigegangen ist, das Heute erreicht wurde und das  
Zukünftige sich auftut. Hier wird der Therapeut  
dem Patienten helfen müssen, die „alte Brille“ ab-  
zunehmen, damit er die Gegenwart sehen kann  
und der Blick für die Zukunft frei wird. Dies darf  
aber nicht unter Übergehen der näheren Vergan-  
genheit geschehen. Die „Brille von gestern“ muß  
zwischen geschaltet werden, damit die Sicht aus der  
Perspektive von heute nicht zu erschreckend oder  
gar erschlagend wird. Die Perspektive muß sich or-  
ganisch eröffnen, der Horizont muß sich allmäh-  
lich weiten, die Fähigkeit, *Sinn* zunehmend reicher  
und differenzierter zu erfassen, wächst mit einem  
Erwachsenwerden, bei dem die Geschichte nicht  
verdrängt werden muß und ein leichtes, freies Spiel  
von *Progression* und *Regression* (Ferenczi 1972, 395,  
311; Petzold 1988n, 232) möglich wird – Reisen zu-  
rück vermittelt „*Erinnerungsarbeit*“ durch die eige-  
ne Lebensgeschichte und vorwärts vermittelt „*Antizipationsarbeit*“ mit der kreativen Imagination in  
die Zukunft.

Wie auch immer man in die Biographie oder die  
Lebensplanung geht – therapeutische Prozesse der  
Erinnerungsarbeit und der kreativen Imagination,  
des Hinabsteigens in die Archive des Leibgedäch-  
nisses und des Hinaufsteigens zu den Höhenflügen  
der Zukunftsentwürfe sind „*Zeitreisen*“. Ganz  
gleich, ob man nun „gegenwartsfixierten“ Men-  
schen die Sicht in die Zukunft öffnet, die sie  
angstvoll vermeiden, oder ihnen den Blick für ver-  
gangene Zeiten auftut, sie mit abgewehrten, ver-  
drängten, weggedrängten schmerzlichen Erfahrun-  
gen konfrontiert (idem 1990), oder ob man nun  
dem an *eine* Zukunft defensiv „Zukunftsfixierten“  
den Blick für die leidigen Realitäten des Hier-und-  
Heute öffnet, oder ob man einem regressiv abweh-  
renden „Vergangenheitsfixierten“ aufzeigt, daß das

Leben weiter gegangen ist, er schon „verflossene“  
Lebenszeit anzuschauen hat, damit er seine Gegen-  
wart als gegenwärtige wahrzunehmen vermag und  
er vielleicht gar in die Lage versetzt wird, eine Zu-  
kunftsvision zu entwickeln – immer müssen wir  
gewärtig sein, in den Strömungen der Zeit, den  
Zeitschlieren, die wir durchschiffen, auf Ers-  
chreckendes zu stoßen. Damit dieses ertragen und  
ausgehalten werden kann, müssen wir unseren Pa-  
tienten ein guter Schutz sein, ein „*innerer Bei-  
stand*“ (Petzold 1985), ein starker Vasale, ein kun-  
diger Lotse. Wir müssen ihm „gutes Geleit“ geben  
auf den unwegsamen Pfaden durch seine Ge-  
schichte.

Zeitreisen erfordert, daß man bei Gefahr in eine si-  
chere Gegenwart oder in eine hoffnungsvolle Zu-  
kunft oder in eine gute Vergangenheit unter den  
vielen Vergangenheiten gehen kann.

Zeitdurchmessendes regressives und progredieren-  
des Arbeiten setzt voraus, daß man als Therapeut  
selbst ein gewiegter „*time traveller*“ ist, der den  
Zeitatmosphären, Zeitdimensionen und biographi-  
schen Milieus entsprechend die Optik wechseln  
kann. Es erfordert vom Patienten, daß er zuneh-  
mend in der Lage ist, die „*Brillen zu wechseln*“.

Die gesunde und reiche Persönlichkeit kennzeich-  
net, daß sie in der Zeit zu reisen vermag, denn diese  
Fähigkeit braucht sie, um Kinder verstehen zu  
können, um im Spiel mit den eigenen Kindern aufs  
neue „staunende Augen“ zu haben, um die alten  
Eltern verstehen zu können, deren Auge müde ge-  
worden sind. Die Antizipation eigener unvermeid-  
barer Müdigkeit läßt auch den feinspürigen jünge-  
ren Menschen etwas von dem „alten Blick“ ahnen,  
der abständig wird und sich von der Vielfalt des Er-  
schaubaren zu verabschieden beginnt. In einem  
solchen Abschiednehmen alter Menschen, die  
noch einmal einen „letzten Blick“ auf die Schön-  
heiten der Welt werfen, kommt ihnen, wenn ihnen  
das Schicksal wohlgesonnen war, der Kinderblick,  
das großäugige, staunende Schauen aus Kinderta-  
gen wieder als Möglichkeit zugute. Die oft und oft  
gesehenen Dinge werden wieder neu und frisch.  
Ich habe dies in der Arbeit mit Hochbetagten und  
mit Sterbenden erlebt, wenn sie eine Blume oder  
einen Stein oder ein wohlbekanntes Bild mit Stau-  
nen und einem Sinn für das Schöne betrachten,  
wenn sie das Gesicht ihres Sohnes oder ihrer Toch-

ter, das ihnen ein Leben lang vertraut war, in neuer Weise anzuschauen vermochten, nun aber nicht so, als hätten sie die Bilder von Vorgestern herausgezogen oder die Sicht von gestern und heute verloren, sondern im Sinne einer *perichoretischen Durchdringung* all dieser Sichtweisen, so daß eine Sicht der anderen innewohnt. Die vollkommene *Synopsis* geschieht im Zusammenwirken perichore-

tischer Zeit, im „*Kairos*“, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem „Aufblitzen“ anwesend sind (Petzold 1981e). Der „erste Blick“ und die Antizipation des „letzten Blickes“ fließen hier zusammen. *Retroperspektive* Vergangenheitsprojektion, *aspektives* Gegenwartserleben und *prospektive* Zukunftsprojektion erweisen sich in einer erfahrbaren Qualität als die *Textur des Lebens*.

## LITERATUR

- Baltes, M.; Eckensberger, L.: Psychologie der Lebensspanne, Klett, Stuttgart 1979.
- Heimannsberg, B.; Schmidt, Ch. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie, Arsanger, Heidelberg 1988.
- Ilyjine, V.L.: Das therapeutische Theater, Sobor, Paris 1942 (russ.).
- Melzhoff, A.M.; Moore, M.K.: Imitation of facial and manual gestures by human neonates, *Science* 1 (1977) 75-87.
- Moreno, J.L.: Rede über den Augenblick, Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1922.
- Moreno, J.L.: The philosophy of the moment and the spontaneity theater, *Sociometry* 2 (1941) 205-226.
- Moreno, J.L.: Psychodrama, Vol. III, Beacon House, Beacon 1959
- Moreno, J.L.: Psychiatry of the 20th century: function of the universalia: time, space, reality and cosmos, *Group Psychotherapy* 3/4 (1966) 146-158; dtsh. in: H. Petzold, *Angewandtes Psychodrama*, Junfermann, Paderborn 1972, 78-84.
- Papoušek, M.: Entwicklung der Lernfähigkeit im Säuglingsalter, in: Nissen, G.: *Intelligenz, Lernen und Lernstörungen*, Springer, Heidelberg 1977.
- Papoušek, H.; Papoušek, M.: Lernen im ersten Lebensjahr, in: Montada, L.: *Brennpunkte der Entwicklungspsychologie*, Kohlhammer, Stuttgart 1979, 194-212.
- Perls, F.S.: *Gestalttherapie in Aktion*, Klett, Stuttgart 1975.
- Perls, F.S.: *Gestalt, Wachstum und Integration*, Junfermann, Paderborn 1980.
- Petzold, H.G.: Arbeitspsychologische und soziologische Bemerkungen zum Gastarbeiterproblem in der BRD, *Zeitschrift f. Prakt. Psychol.* 7 (1968b) 331-360.
- Petzold, H.G.: Zur Veränderung der sozialen Mikrostruktur im Alter — eine Untersuchung von 40 „sozialen Atomen“ alter Menschen, *Integrative Therapie* 1/2 (1979c) 51-78.
- Petzold, H.G.: Die Technik der Zukunftsprojektion — Zur Zeitstrukturierung im Psychodrama, in: Petzold, H.G.: *Psychodrama-Therapie*. Junfermann, Paderborn 1979k, 198-250.
- Petzold, H.G.: Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen, in: *Pro Senectute*, H.D. Schneider (Hrsg.), Vorbereitung auf das Alter, Schöningh, Paderborn 1981g, 89-112.
- Petzold, H.G.: Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit, in: C. Bachmann: *Kritik der Gruppendynamik*, Fischer, Frankfurt 1981e, 214-299.
- Petzold, H.G.: *Theater — oder das Spiel des Lebens*, Verlag für Humanistische Psychologie, W. Flach, Frankfurt 1982g.
- Petzold, H.G.: Vorüberlegungen und Konzepte zu einer Integrativen Persönlichkeitstheorie, *Integrative Therapie* 1/2 (1984i) 73-115.
- Petzold, H.G.: Die Rolle der Gruppe in der therapeutischen Arbeit mit alten Menschen — Konzepte zu einer „Integrativen Intervention“ 1985e, in: Petzold, H.G.: *Mit alten Menschen arbeiten*, Pfeiffer, München 1985a, 409-446.
- Petzold, H.G.: Arbeit mit alten Menschen, Schwerkranken und Sterbenden als persönliche Erfahrung. Ein Interview. *Jahrbuch der Zeitschrift f. Humanistische Psychologie*, Friedensinitiativen und Friedensarbeit, DGHP, Eschweiler, Jg. 8 (1985u) 35-50.
- Petzold, H.G.: Umgang mit Sterbenden. Die Bedeutung der Lebensbilanz, *Altenpflege* 10 (1986d) 593-596.
- Petzold, H.G.: *Integrative Bewegungs- und Leibtherapie*. Ausgewählte Werke Bd. 1, Junfermann, Paderborn 1988n.
- Petzold, H.G.: *Zeitgeist als Sozialisationsklima — zu übergreifenden Einflüssen auf die individuelle Biographie*, Vortrag auf dem Dt. Kongreß für Gestalttherapie und Integrative Therapie, Hamburg 1989f, dieses Heft.
- Petzold, H.; Heinl, H.; Fallenstein, A.: Das Arbeitspanorama, in: Petzold, H.G.; Heinl, H.: *Psychotherapie und Arbeitswelt*, Junfermann, Paderborn 1983, 356-406.
- Petzold, H.G.; Lückel, K.: Die Methode der Lebensbilanz und des Lebenspanoramas in der Arbeit mit alten Menschen, Kranken und Sterbenden, in: Petzold, H.G.: *Mit alten Menschen arbeiten*, Pfeiffer, München 1985, 467-499.
- Petzold, H.G.; Orth, I.: *Metamorphosen*, in: dies. *Die neuen Kreativitätstherapien*, Junfermann, Paderborn 1990

- Petzold, H.G., Sieper, J.: Die FPI-Spirale — Symbol des „heraklitischen Weges“, *Gestalttherapie & Integration, Gestalt Bulletin* 2 (1988b) 22-96.
- Pribram, K.H.: Hologramme im Gehirn, *Psychologie Heute* 10 (1979) 33-42.
- Russelmann, G.H.E.: Der Energiebegriff in der Bioenergetik. Eine kritische Abhandlung, *Integrative Therapie* 1 (1988) 4-40.
- Schötzau, A.; Papoušek, H.: Mütterliches Verhalten bei der Aufnahme des Blickkontaktes mit dem Neugeborenen, *Entwicklungspsychol. Päd. Psychol.* 9 (1977) 1088-1089.
- Titze, M.: Lebensziel und Lebensstil. Grundzüge der Theleanalyse nach Alfred Adler, Pfeiffer, München 1979.
- Zacher, A.: Die Tiefe der Tiefenpsychologie und die Geschichte des einzelnen, *Psychother. Med. Psychol.* 38 (1988) 167-174.

**Zusammenfassung: Das Käuzchen vom Lambertusturm – eine Erzählung**

Anhand einer Erzählung aus verschiedenen Epochen der Stadtgeschichte Düsseldorf's entwickelt der Schüler *G.H. Petzold* eine Perspektive auf eine Theorie der Zeit, die als Blaupause für seine späteren zeittheoretischen Überlegungen gesehen werden kann.

**Schlüsselwörter:** Düsseldorf, Stadtgeschichte, Zeittheorie, Märchenerzählung, Hilarion Petzold

**Summary: The Small Owl of St. Lambert's Steeple – a narration**

Using a narration from various epochs of the town history of Duesseldorf the school boy *G.H. Petzold* is developing in a contest a perspective for a theory of time. It can be considered as a blueprint for his later theoretical reflection on time in psychotherapy.

**Keywords:** Duesseldorf, Town History, Theory of Time, Fairy Tale/Narration, Hilarion Petzold

# Das Käuzchen vom Lambertusturm nach Quellen aus der Landes- und Stadtbibliothek am Grabeplatz



Gottfried H. Petzold  
geb. 25. 3. 1944, 13 Jahre  
Schüler des Comenius Gymnasiums, Düsseldorf-Oberkassel

Die vorliegende Erzählung wurde anlässlich des großen Wettbewerbs zum Jan-Wellem-Jahr 1958 mit dem 1. Preis ausgezeichnet, der mit einer Urkunde am 17. April 1958 von Bürgermeister Dr. Fritz Vomfelde überreicht wurde.



Mit zu dem ältesten Teil unserer Stadt gehört die Krämerstraße. 1808 wurde die linke Seite niedergelegt.

„Mama, komm mal ins Schlafzimmer!“ Frau Kämper machte die Tür zum Schlafkämmerchen auf.

„Was ist denn, Billa?!“

„Ich kann nicht schlafen.“

„Das kommt vom Sturm, Kind. Hörst du wie die Dachpfannen klappern?“

„Ich bin so bange, daß sie wegfliegen.“

„Komm Kind, nun sei still. Hast du denn schon gebetet?“

„Ja Mama, aber das hat nichts genützt.“ Da erschien der Vater unter der Tür. Er war von der Arbeit heimgekommen.

„Soll ich dir etwas erzählen?“

„Ja, erzähle was“, bat Billa. Da setzte sich der Vater zu ihr auf das Bett. „Was soll ich dir denn erzählen, das vom Dornröschen?“

„Ach, das kenne ich schon.“

„Denn das von Scheeweißchen und Rosenrot?“

„Das hast du mir schon Samstag erzählt. Erzähle mir einmal etwas, was ich noch gar nicht weiß.“

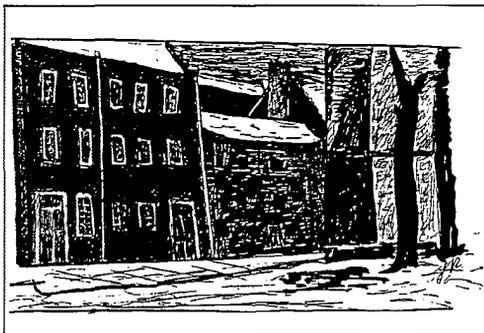
„Hm.“ Der Vater schob sich die Kappe in den Nacken, die er noch aufhatte. „Als wir noch auf der Krämerstraße am Rhein wohnten, da war ich vielleicht so alt wie du — was meinst du, wie da der Wind gefegt ist. Die Häuser stehen heute nicht mehr, sie sind abgerissen worden. Ganz dicht standen die Häuser am Rhein. Wenn Hochwasser war,

konnte man sich einen Tisch an das Fenster schieben und einen Satz in den Rhein machen. Vorne an der Krämerstraße war ein Haus, das hieß „Im Elefant.“

„War da ein Elefant drin?“ fragte Billchen. Der Vater lachte. „Die arme schmale Krämerstraße! Der Elefant wäre gewiß zwischen den Hauswänden steckengeblieben. Die Häuser hatten keine Nummern, sondern oft recht komische Namen.

Wenn wir sonntags zur Kirche gingen, dann war die enge Straße so voller Menschen, daß man sich nur langsam voranschieben konnte. Wir versuchten, den Frauen auf die Röcke zu treten. Hau, waren die wütend, und mein Bruder Döres hat von so einer Madam eine mit dem Sonnenschirm auf den Kopf bekommen. Dabei hatte sich die Spitze von dem Sonnenschirm verbogen. Wir haben uns schiefgelacht, obwohl der Döres eine tüchtige Beule am Kopf hatte.“

Billchen lachte, sie hatte das unheimliche Heulen des Windes vergessen und achtete nicht mehr darauf. „Ach, ich hätte so gerne gewußt, wer in dem Haus ‚Im Elefanten‘ gewohnt hat.“



*In den Häusern Stifisplatz 3 und 4 war früher das alte Gymnasium.*

„Das weiß ich nun nicht, Billchen.“

„Was weißt Du denn von den alten Häusern und den alten Leuten?“ fragte Billchen. Der Vater dachte nach. „Wir beteten abends immer ein Kindergebetchen. Du betest es manchmal auch.

„Müde bin ich geh zur Ruh, schließe beide Äuglein zu“, sagte Billchen schnell. „Sieh, du kannst es ja, sagte der Vater. „Meine Mutter, die hat mir einmal auf der Zollstraße ein Haus gezeigt. Da hat die Luise Hensel gewohnt. Die das Kindergebetchen gedichtet hat, das du abends immer mit dem Döres

betest“, sagte sie zu mir.“

„Ach, so eine richtige Dichterin hat in unserer Stadt gewohnt“, staunte Billchen.

„Später wohnten wir einmal auf der Hunsrückstraße. Das Haus heißt noch ‚Zum Hirsch‘. Hinten auf dem Hof wohnte ein Wachszieher.“

„Was ist das, ein Wachszieher, Papa?“

„Das ist ein Kerzenmacher. Meine Mutter erzählte uns manchmal von dem Schattenspieler Ludwig Giesen. Er wohnte in der Wirtschaft ‚Zum Reigen‘ auf der Flingerstraße. Die Wirtschaft gibt es auch schon lange nicht mehr. Wenn meine Mutter uns erzählte, wie sie für 4 Pfennig sonntags nachmittags mit ihren Schwestern auf der Holzbank saß und Tränen lachte, wenn der Doktor dem Bauern den Zahn zog. — Oooh, leve Heer! Au, deht dat wieh! — „Halt stell, due schiewe Kappeskopp!“ schimpfte dann der Doktor und zog eine Zange aus dem Mund des Bauern.



*In de Canon*

*Zollstr. Das Haus gehörte der Familie Maurenbrecher. Hier war die Zechstube der Maler, in der auch Jan Wellem gerne verweilte.*

Billchen lachte. „Meine Großmutter hat noch die Stadtbeschießung durch die Franzosen erlebt. Das war am 5. Oktober 1794 gewesen. Ich habe das Datum behalten, weil sie es so oft erzählt hat, und wie das Schloß brannte und die Häuser vorne am Rhein! Döres und ich, wir haben uns da immer so gegruselt, daß wir uns nicht in unsere Schlafkammer trauten.“

„Aber wissen möchte ich doch, wer im Haus ‚Zum Elefanten‘ gewohnt hat.“

„Das weiß vielleicht nur *das Käuzchen vom Lambertusturm*“, meinte der Vater.

„Das Käuzchen?“

„Hast du es noch nie gehört?“

„Ja, Papa, einmal habe ich es gehört. Weißt du noch, wie ich die Reibekuchen aus dem Schrank stibitz habe und du mich verhauen hast?“

„Und du dann ausgekniffen bist, o ja, das weiß ich noch.“

„Ich bin immer um die Lambertuskirche herumgegangen, bis es dunkel wurde. Auf einmal schrie es von einem Baum: Kiwittewittewit. Und als ich hoch sah, da funkelte es grün zwischen den Zweigen, und da bin ich schnell nach Hause gelaufen.“

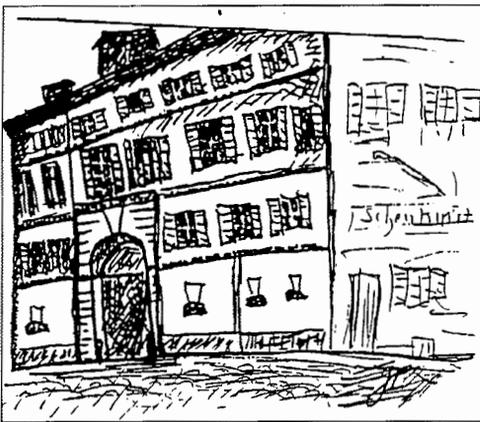
„Das war aber auch gut“, meinte der Vater. „Die unartigen Kinder holt das Käuzchen in den Turm.“

„Das kann es gar nicht“, kicherte Billchen, „dazu ist es viel zu klein.“

„Das Käuzchen vom Lambertusturm ist ja auch kein gewöhnliches Käuzchen, und der Lambertusturm ist kein gewöhnlicher Turm, sonst wäre er ja gerade wie alle anderen Türme. Das hat alles seine besondere Bewandnis.“

„Erzähle! Erzähle“ drängte Billchen.

„Bätes, de Zupp wird kalt!“ rief die Mutter aus der Küche.



Das alte Zolltor, wo es zur alten Schiffbrücke ging. Es lag am Ende der Zollstraße.

„Ich muß jetzt rein. Schlaf schön!“

„Och, du hast ja noch gar nicht vom Käuzchen erzählt.“

„Ein andermal, Billchen.“ Als der Vater gegangen war, gähnte Billchen. Warum nur das Sandmännchen nicht kam. — Was war das? „Kiwittewittewit“ schrillte es vor dem Fenster. Das Fenster flog

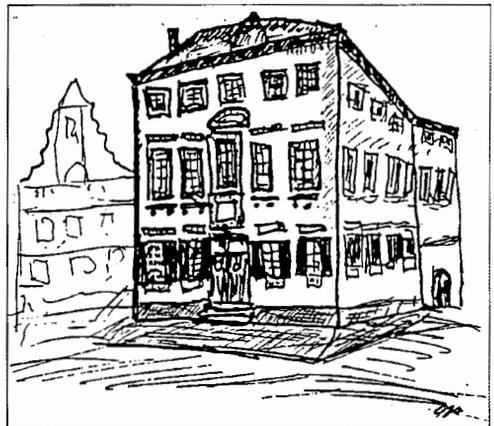
auf. Etwas kratzte auf der Fensterbank. „Billa!“ schnarrte es. „Ja“, hauchte Billchen. „Du wolltest doch die alten Leute und die alten Häuser kennenlernen.“ „Ja“, hauchte Billchen wieder. Sie fürchtete sich sehr.

„Dann steh auf, und klettere auf meinen Rücken, aber zieh die Filzpantoffeln an und schlüpfte in Mantel und Kapuze.“

Nun siegte bei Billchen die Neugierde. Schnell stand sie auf, zog hastig die Sachen an und kletterte zu dem Käuzchen auf die Fensterbank. Billchen wunderte sich sehr, wie gut sie auf dem Rücken des Käuzchens Platz hatte. War sie nun so klein geworden oder das Käuzchen so groß, sie wußte es nicht. Das Käuzchen machte einen Knicks, einen kleinen Hupfer, und dann schwebten sie davon.

„Greife einmal in meine rechte Federtasche, da muß eine Brille drin sein“, sagte das Käuzchen. Billchen griff neben sich in das weiche Gefieder und brachte auch wirklich eine Brille hervor. Pferdege-trappel drang an ihr Ohr. Eben schwebten sie lautlos über den Stiftsplatz. „Siehst du, da biegt gerade die Kutsche mit dem Hofmaler Douven um die Ecke.“ „Wo ist denn der Wagen, ich sehe nichts.“ Billchen hörte wohl etwas rollen, aber sie sah nichts als den blinkenden Streifen Rheinwasser schimmern.

„Ach, du hast gewiß noch nicht die Brille von vorgestern aufgesetzt“, schnarrte das Käuzlein. Billchen hielt noch immer die Brille in der Hand. Sie setzte die Brille auf, und nun sah sie, wie eine prächtige Kutsche vor dem Haus am Stiftsplatz hielt.



Das Haus am Eingang der Straße Altstadt, in dem der Hofmaler Jan Franz Douven wohnte.

„Was für eine schöne Kutsche“, flüsterte Billa. „Ja, den Hofmaler, den hält der Kurfürst gut. Er schickt ihn in aller Herren Länder, damit er für des Kurfürsten Bildergalerie die schönsten Bilder aufkauft.“

„Was meinst du denn für einen Kurfürsten?“ fragte Billa und reckte den Hals, denn eben kamen Diener mit Leuchten in der Hand aus dem Haus. „Hattet Ihr eine gute Reise, gnädiger Herr?“ hörte Billa einen der Diener fragen. Der Kauz schwebte näher heran. „Was soll ich schon für einen Kurfürsten meinen, den Jan Wellem natürlich“, raunte das Käuzlein. „Der auf dem Marktplatz auf dem schönen Pferd sitzt? Aber der ist doch da oben fest.“ „Du vergißt, daß du die Brille von vorgestern aufhast, Billa. Da werden die alten Zeiten lebendig.“ „Was tragen die Diener aus dem Wagen?“ „Das sieht nach einem Bild aus“, schnarrte der Kauz.

Der Hofmaler Douven schien um das Bild sehr besorgt zu sein. Er nahm dem Diener den Leuchter aus der Hand und leuchtete den anderen Dienern selbst. Dabei ließ das Kerzenlicht die Seide seines kostbaren Überrockes aufleuchten. „Will er wohl achtgeben, er krötenbeiniger Geck, daß er nicht stolpert!“ Der Herr Hofmaler raufte sich die Perücke, daß der Puder stäubte. „Wenn dem Bild etwas passiert, ist der Hofmaler des Kurfürsten Freund nicht mehr“, schnarrte der Kauz. Da bog ein Zug von Pagen um die Ecke. Sie waren alle recht lustig, lachten und schwatzten. „Die kommen gewiß aus „Der Kanon“, da geht es immer hoch her“, meinte der Kauz. „In der Kanon“ – wie kann es denn da lustig sein, da ist es doch schwarz und rußig drinnen“, lachte Billa. „Dumme Liese, ich meine doch die „Kanon“ auf der Zollstraße, das Gasthaus, du kennst es ja. Der Kurfürst hat dort sogar seinen eigenen Sessel und seinen eigenen Pokal. Sieh, da biegt er gerade mit den letzten Pagen um die Ecke.“ Billa reckte den Hals: „Wie stattlich er aussieht!“ rief sie. „Pst, wenn dich jemand sieht!“ Der Kauz schwebte schnell höher. Da verschwand der Kurfürst mit den Pagen im Hauseingang. „Ich möchte durch das Fenster sehen“, bat Billchen. Der Kauz schwebte bis dicht vor das Fenster. „O wie fein! Die Decken alle bemalt, und was für ein schöner Ofen das ist mit all den Bildern drumherum.“ „Ofen, das ist ein Kamin, und die Bilder, das sind gemalte Kacheln. So wohnen vornehme Leute.

Jetzt wird das Tuch von dem neuen Bild genommen“, schnarrte der Kauz.

„Oh!“ entfuhr es Billchen.

„Nicht so laut“, mahnte der Kauz.

„Was sind das für viele schöne Figuren auf dem Bild? Weißt du, was es darstellt?“

„Natürlich, ich weiß doch alles“, meinte der Kauz selbstbewußt. „Das ist das Jüngste Gericht. – Aber wir müssen weiter, sonst wird man auf uns aufmerksam.“

„Jetzt gehen sie weg. Man hört sie ja nicht mehr“, flüsterte Billchen.

„Vielleicht ist der Kurfürst mit den Pagen durch den unterirdischen Gang zum Schloß zurückgegangen.“

„Wie aufregend“, flüsterte Billchen. „Ich würde mich da unten aber fürchten.“ Billchen schüttelte sich.

„Fette Schloßmäuse werden da unten sein.“ Der Kauz schnalzte mit der Zunge.

„O pfui!“ rief Billa empört.

„Pst, so schrei doch nicht so, da kommt wer!“ Der Kauz schwebte zu den Bäumen hinüber.

„Wer tappt denn da die Straße entlang?“, flüsterte Billchen ängstlich.

„Das ist der alte Georg Pintzinger. Er ist Tafeldecker beim Kurfürst Jan Wellem“

„Was ist er? Tafeld....?“

„Tafeldecker. Er legt das Silberzeug auf, stellt die Teller und Schüsseln hin und steckt die Leuchter auf dem Tisch an. Er hat ein schweres Amt, der Georg, denn der Kurfürst feiert viele Feste und da gibt es eine Menge Leckereien oder was die Menschen dafür halten. Dabei gibt es noch nicht einmal eine einzige Maus.“

„Brrr!“ machte Billchen.

Der Kauz schwebte weiter. „Schau nicht durch die Fenster. Wir fliegen gerade am Stiftsplatz Nummer 5 vorbei.“

„Warum denn nicht?“ verwunderte sich Billchen.

„Wenn man durch die Brille von vorgestern sieht, kann man auch die 5 Särge sehen, die einmal im Obergeschoß gestanden haben und die fünf armen Kapläne, wie sie mit wachsgelben Gesichtern da liegen.“

„Hu, wie gruselig. Was hat ihnen denn gefehlt, Kauz?“

„Das war damals 1666, als die Pest in der Stadt hau-

ste. Da starben die Leute wie die Fliegen. Die Ratten wurden so fett wie die kleinen Ferkel. Da war die Not groß. Die Kapläne rannten Tag und Nacht und pflegten die Kranken, bis sie selbst starben. Damals kamen auch die Nönnchen von Köln nach Düsseldorf. Sie wohnten auf der Hunsrückstraße 10. Aber das Haus war alt und das Dach so schlecht, daß es den braven Nönnchen in das Bett regnete. Mit der Brille von vorgestern kann man sie noch sehen, wie sie laufen und Wasser tragen und Brot holen. Wenn der Wind geht, hört man ihre Gebete und ihre Seufzer.“

„Fliege schnell weiter!“ Billchen rann ein Schauer über den Rücken. „Wo sind wir jetzt, der Mond ist weg.“

„Der kommt schon gleich wieder, Billa. Hier ist doch die Andreaskirche.“

„Es riecht so gut, so nach Weihrauch und Wachs.“

„Ja, Billa, warte nur, bis wir hier in die Hunsrückstraße 3 auf den Hof fliegen, da riecht es nach feinstem Wachs.“ Sie flogen über die Dächer in einen kleinen winkligen Hof hinab.

„Da ist ja noch Licht.“ Billchen deutete auf ein erleuchtetes Fenster.

„Meister Florenz ist noch auf.“ Das Käuzchen schwebte bis vor das Fenster der Werkstatt.

„Was tut der Mann da?“

„Er macht Kerzen für die Kirche und für die Festtafel des Kurfürsten. Sieh, jetzt gießt er das flüssige Wachs in die Form.“

„Was der für feine Kerzen hat, mit Blumen und Engeln drauf“, sagte Billchen bewundernd.

„Meister Florenz ist ein tüchtiger Mann. Jetzt wollen wir aber einen Zinngießer besuchen, den Meister Johannes Sebus. Er wohnt an der Hunsrückstraße 38 in den ‚Drei Rosen‘.“

„Muß denn der Meister auch noch so spät arbeiten?“

„Wenn er nicht einen Auftrag vom Hof hätte auf zwei Wandleuchter, würde er sich wohl nicht so plagen. Er liebt sonst die Gemütlichkeit.“ Sie schwebten vor das Fenster der Werkstatt. Da schaute Billa hinein. Sie sah einen alten Mann, der eine Kappe aufhatte und eine blaue Schürze vor. Neben ihm auf dem Tisch stand ein Bauer mit einem Papagei. Jetzt stand der Zinngießer auf und ging zu einem Ofen.

„Was ist in dem Topf?“ wollte Billa wissen.

„Darinnen kocht das flüssige Zinn.“

„Und dann wird es in die Formen da auf dem Tisch geschüttet.“ Billchen wollte mit dem Finger darauf hindeuten, da stieß sie mit dem Finger aus Versehen gegen die Scheibe. Husch schwebte der Kauz hoch. „Dumme Liese, kiwittewittewit.“ Bille wäre fast von seinem Rücken gepurzelt. Auf dem Giebel des „Zum roten Hahn“ ruhten sie ein wenig aus.

„Hier wohnt die Witwe Kranz drin, die hat ein Seilergeschäft. Dicke Tauere können die Rheinschiffer gut gebrauchen. Oft sitzt sie auf der Treppe und raucht die Pfeife.“ Billchen lachte laut auf. „Bist du still!“ krächzte der Kauz. Er machte einen kleinen Hopser und flog weiter. Eben flogen sie durch die Mühlenstraße. Am Giebel eines Hauses war ein Bild gemalt. Der Mond strahlte es jetzt voll an.

„Was ist das für ein Bild?“ fragte Billchen.

„Das ist das Bild von der ‚Göttlichen Vorsehung‘, und so heißt das Haus auch.“

„Ein komischer Name“, meinte Billa.

„Das ist auch eine traurige Geschichte. Setze einmal die Brille von gestern auf. Sie ist in meiner linken Federtasche.“ Billa nahm die Brille von vorgestern ab und setzte die Brille von gestern auf. „In diesem Haus hat einmal ein treues Dienstmädchen gewohnt. Wenn die Herrschaft verreist war, durfte sie das ganze Haus verwalten. Sie pflegte auch das Silberzeug. Einmal war auch die Herrschaft verreist. Als das Mädchen abends allein Silber geputzt hatte, ging sie hinauf in ihre Kammer. Weil sie sich in dem stillen Haus fürchtete, betete sie auf der Treppe. Hätte sie geahnt, daß sich ein Dieb eingeschlichen hatte und in der Nische stand, an der sie vorüber mußte — gewiß wäre ihr das Nachtgebet in der Kehle stecken geblieben, so aber betete sie:

„Treib weit von uns des Feinds Gewalt,  
in deinem Frieden uns erhalt,  
daß wir geführt von deinem Licht,  
in Sünd und Leid verfallen nicht.“

So legte sie sich zufrieden zur Ruh. Als sie am anderen Morgen entdeckte, daß das ganze Silber gestohlen war, lief sie jammern zu den Nachbarn. Der Glasermeister von Stockum kam auch dazu. „Dat hat dat Marik selwers jeklaut“, sagten die Nachbarn. Der Glasermeister schüttelte den Kopf und sagte: „Op dat Marik laß ich nix komme.“

Aber Marike konnte ihre Unschuld nicht beweisen, und sie kam ins Gefängnis und sollte verurteilt werden.“

„Das arme Marike“, sagte Billchen voller Mitleid. Sie schwebten jetzt in die Mühlenstraße. „Was kommt denn da für ein Karren um die Ecke gepoltet?“ Billchen rückte die Brille auf der Nase zu-recht. Leute liefen nebenher. Im hellen Mondlicht konnte Billchen das verweinte Gesicht des jungen Mädchens deutlich erkennen. „Ha, wie sie flennt! Dat kütt vom Kläue, wenn mer nit ehrlich blifft!“ riefen ein paar Frauen. „Das ist das Mariken!“ rief Billa. „Reißt dem Henkersknecht die Haare aus!“ „Langsam, langsam“, mahnte der Kauz. Er schwebte dicht an den Häusern vorbei. Gerade waren sie an dem Haus Nummer 28. Da stand ein Mann in der Türe. „Hör mal, der betet“, sagte Billa zum Kauz. „Das Gebet kommt mir aber bekannt vor“, sagte er. Der Mann betete laut. Gerade fuhr der Karren mit Mariken vorüber. Eben sagte der Mann „... treib weit von uns des Feinds Gewalt...“ da schrie Marike auf: „Dat is er, dat is der Dieb!“

Der Mann wollte flüchten. „Flieg ihm ins Gesicht!“ zischte Billa dem Kauz zu. Der stieß herab. „Der Düwel!“ kreischte der Dieb und schlug die Hände vor das Gesicht. Er ließt sich greifen und abführen. Er und Mariken wurden sofort vor den Richter geführt.

„Mariken, wie willst du wissen, daß das der Dieb ist?“ fragte der Richter. „Leewe Heer, als ich allein im Hus war, do wor ich bang un do hann ich jebet. Als ich de Trepp rauf jing, do hann ich laut vör mich herjesat:

„Treib weit von uns des Feinds Gewalt,

In deinem Frieden uns erhalt,

Daß wir geführt von Deinem Licht,

In Sünd und Leid verfallen nicht.“

Dat muß der Dieb jehöt han. Gerad als ich nu mit dr Karr an ihm vorbei jefahre kam, da han ich jehöt, wie er dat gleiche Jebet jesproche hät.“

„Der Düwel ist ehm jo och in et Gesich jefahre!“ rief einer der Leute und es war der Glasermeister, der immer zu Marike gehalten hatte. Der Dieb saß leichenblaß auf der Bank und gab stotternd den Diebstahl zu. Billchen atmete tief auf. „Da bin ich aber froh“, sagte sie aus Herzensgrund.

„Jetzt müssen wir aber nach Hause fliegen, sonst wirst Du zu kalt.“

„Du hast mir ja noch gar nicht deine Wohnung gezeigt“, sagte Billchen.

„Ich war noch nie oben im Turm und das wollte ich dich noch fragen, warum ist er eigentlich schief und nicht gerade, wie andere Türme?“

„Das ist nun wieder eine aufregende Geschichte. Vielleicht noch viel aufregender als das, was du mit dem Haus „Zur göttlichen Vorsehung“ erlebt hast.“

„Ach, auf deinem Rücken kann mir nichts geschehen, da habe ich keine Angst.“

„Na ja“, sagte der Kauz vorsichtig, „ich glaube, du nimmst doch besser die Brille ab, und ich erzähle dir diese Sache besser.“ Der Kauz flog in eleganten Bögen um die Lambertuskirche herum und immer höher, bis er oben durch die Turmlücke flog. Er rief noch: „Achtung, Kopf einziehen!“ Dann waren sie schon drinnen, und der Kauz landete auf einem Mauervorsprung gleich neben einer großen Glocke. „Bleibe nur auf mir sitzen, dann bist du warm.“ Durch die Turmluke glitzerte der Schein des mondbeschiedenen Wassers. Der Wind fuhr um den Turm und verfring sich summend in den Glocken. „Ja, damals wäre es bald ausgewesen mit dem Lambertusturm und vielleicht der ganzen Altstadt.“

„Was ist denn passiert?“ Billchen war mächtig neugierig.

„Es war am 10. Januar 1815, als um die Mittagszeit ein dolles Gewitter losbrach. Die Leute saßen gerade alle beim Mittagessen. Aber die gebratene Blutwurst blieb ihnen im Hals stecken. 'Da blievt einem ja dr Bissen em Hals stecken', sagte der Schlossermeister Wimmer. Kaum hatte er das gesagt, da klopfte es an das Fenster. „Wimmer, de große Kirch brennt!“ rief der Nachbar. „Nä, dat is nit wahr!“, Wimmer sprang auf, daß der Stuhl umstürzte. Er rannte nach draußen. Der Sturm verschlug ihm fast den Atem. Als er auf die Straße hinaus kam, sah er schon die Leute mit den Eimern rennen. „Do hammer zwei Blitzableiter, un dä Kirch brennt doch ab!“ rief der Faßbinder Gerhard Pfeilstricker. „Ich han ja immer jesat, woröm Blitzableiter, et brennt och su, wenn dr Blitz einschlagen dat.“ Der Schlosser Wimmer kümmerte sich nicht um das Gerede des dicken Faßbinders. Er eilte wieder in das Haus zurück. Er lief an den Kleiderschrank und holte seinen Zylinder heraus. „Wat es,

Mann? Wat wellste denn met dr Zylinder?“ „Bes still, Annebill!“ und schon war der Schlosser wieder draußen. Er hatte im Hinauseilen noch schnell die Axt im Flur, die an der Wand lehnte, aufgerafft. Atemlos kam er auf dem Stiftsplatz an. Die Turmhaube glühte schon. Der Sturm fachte das Feuer immer mehr an. „Et is alles verlore!“ riefen ihm die Spritzenbrüder zu, als er Miene machte, in den Turm hinaufzusteigen. „Sei vernünftig, Wimmer, dat ist doch unmöglich“, rieten sie ihm ab. Aber der Schlossermeister Wimmer ließ sich nicht irremachen. Er stieg zum Turm hinauf, und bald hörte man ihn hämmern. „Aufgepaßt, da kütt ne Balke runter!“ Einer der Spritzenbrüder hatte es geschrien, und die Leute sprangen auseinander. Glühende Sparren wirbelten durch die Luft. Krachend fuhr die Axt in das brennende Gebälk, bis es herunterstürzte. Vom Glockenstuhl floß geschmolzenes Blei herunter, dem Wimmer auf den Zylinder. Wie gut war es, daß er daran gedacht hatte, seinen Kopf zu schützen. Ohne den Schutz seines Zylinders wäre er wohl nicht mit dem Leben davongekommen. Das geschmolzene Blei überzog seinen Hut mit einer grauen Schicht. Aber es tropfte ihm auch Blei auf die Hände und verletzte ihn schwer. „Hu“, machte Billchen und zog den Kopf ein. „Muß das wehgetan haben.“ „Der arme Wimmer hat ordentlich etwas mitgekriegt. Er konnte auch nicht mehr arbeiten. Als er vom Turm herunterkam, fiel er dem Küster ohnmächtig in die Arme. Er bekam eine Stelle am Zolltor, da konnte er sitzen und brauchte Hammer und Meißel nicht mehr zu führen. Was wäre aus der Kirche und aus der ganzen Stadt geworden, hätte nicht der Schlossermeister Wimmer sein Leben eingesetzt. Vielleicht gehst du einmal zum Küster Koller. Wenn du ihn schön bittest, zeigt er dir den Zylinderhut. — So, und jetzt bringe ich dich wieder heim“, beendete der Kauz seinen Bericht.

„Mir ist doch jetzt arg kalt!“ sagte Billchen und gähnte. Die Füße waren ihr kalt wie Eisklumpen.

Der Kauz regte die Flügel, und sie schwebten durch die Turmluke hinaus. Sicher landete er auf dem Fensterbrett. Billa sagte noch „gute Nacht“ und stieg wieder durch das offenstehende Fenster in das Schlafzimmer. Schnell kroch sie in das Bett. Aber ... sie hatte ja noch die Brille. Sie wollte den Kauz schnell noch rufen. Aber nein, ob sie nicht doch noch einmal die Brille aufsetzen sollte? Schnell setzte Billa die Brille auf die Nase. Aber was war das? Das ganze Zimmer leuchtete rot. Billa hob den Kopf und schaute zum Fenster hin. Da stand der Lambertusturm in Flammen. Schaurig sah das aus. Dazu schrie das Käuzchen erbost. „Kiwittewittewit, meine Brille!“ Billa zitterte vor Angst. „Hilfe, es brennt!“ schrie sie. „Feuer! Feuerwehr!“ „Billa! Billchen, wat haste? Wat schreiste denn so?“ Billchen fand sich im Arm der Mutter wieder. „Och, Mama du? Und wo ist denn das Käuzchen?“ „Aber Kind, wat redste denn? Du has fies jeträumt, un ganz kalt biste. Komm ich deck dich fein zu. So, un jetzt betemer noch zusamme: „Bevor der Tag zur Neige geht, Dich Vater bitten wir, in Deiner Güte wollest Du Die Wacht uns halten für und für. Gib, daß kein böser Traum uns naht, Kein nächtlich Wahnbild uns erschreckt, Und schlage unsern Feind in Bann, Daß unser Leib sich nicht befleckt. Dies schenk uns, bester Vater Du, Und Du sein einz'ger Sohn ihm gleich, Mitsamt dem Beistand auch dem Geist, EIN Herrscher Ihr, durch alle Zeit. Amen!“ \*

„So, nun mach de Äugskes zu.“  
 „Nacht Mama“, gähnte Billchen, drehte sich zur Seite und schlief ein.

---

\* Übertragung des Hymnus aus der lateinischen Komplet